

Das Sozialbürgerhaus Milbertshofen-Am Hart leitet Johannes Wastian (ganz rechts)



Fortsetzung von S. 21

ten- und Siedlungsgesellschaft mbH darüber verhandeln.

»Das ist super«, sagt Bischoff. Um halb zwölf unterschreibt er die neue »Eingliederungsvereinbarung«, wie jeder, der zu einem Beratungstermin ins Sozialbürgerhaus geladen wird. Die Vereinbarung dokumentiert die Pflichten des Menschen, der hier Kunde heißt, sowie die angebotenen Förderleistungen der Arbeitsagentur.

Felix Bischoff hängt seinen schwarzen Rucksack über die linke Schulter, nickt in die Runde und geht. »Er hat das toll gemacht«, sagt die Arbeitsvermittlerin. Dass Bischoff überhaupt gekommen ist und geredet hat, ist das Erfolgserlebnis ihres Tages, an dem anschließend eine schwangere Sechzehnjährige, ein perspektivloser Expunker und die vierte Tochter einer Hartz-IV-abhängigen Familie in ihrem kleinen Zimmer sitzen werden.

Herr Bischoff, sagt Arbeitsvermittlerin Petra Schneider, sei komplett mit der Bewältigung von Realität überfordert. Der Staat hilft Felix Bischoff deshalb seit Jahren, eine, wie sie es hier nennen, integrationsfähige Persönlichkeit auszubilden. Mindestens vier Betreuer sind für ihn zuständig. Solange er die Termine einhält, gewährt der Staat Toleranz und Solidarität. Solange er auftaucht und mitmacht, wird Bischoff nicht bestraft.

Aber nach diesem Termin verschwindet Bischoff und ist in den kommenden Wochen nicht mehr zu erreichen. Die Bezirkssozialarbeiterin nimmt es auf sich, ihn zu suchen. Sie fühlt sich für ihn verantwortlich – warum, kann sie nicht sagen. Seit 18 Jahren arbeitet sie hier, aber einen Fall wie Bischoff hat sie noch nie gehabt: dass ein Mensch einfach wieder verloren gehen kann. Obwohl sie es

scheiden: vertrauen und versuchen – oder die täglichen Dauerdramen verwalten.

Petra Schneider hat sich für Vertrauen entschieden. Aber würde sie merken, wenn sie hinteres Licht geführt werden sollte? Und wenn sie es merken würde: Wäre sie rigoros genug, daraus Konsequenzen zu ziehen?

»Ich kenne«, sagt Frau Schneider, »von clever über kreativ, von skurril bis offensichtlich blödsinnig alle möglichen Begründungen und Ausreden, warum es hier nicht geklappt hat und dort partout nicht klappen will.« Sie ist, wie die anderen Arbeitsvermittlerinnen auch, überarbeitet. 220 statt 75 Kunden pro Vermittlerin und kaum Erfolgsergebnisse. »Frustrierend«, dieses Wort sagt sie mehrmals. Wer dauernd mit 17-Jährigen zu tun hat, die schwanger, mit 19-Jährigen, die heroinsüchtig, mit 20-Jährigen, die mehrfach vorbestraft oder hoch verschuldet sind, den erschüttert die Realität täglich aufs Neue – oder er stumpft ab. Die einen Vermittler sind im Zweifel für, die anderen gegen den Kunden.

Frau Schneider ist im Zweifel fast immer für den Kunden. Sie tippt das mit Felix Bischoff Besprochene ins System ein. Im System sind Biografien wie die von Bischoff unter einer Kundennummer archiviert. Wenn Petra Schneider am Feierabend ihre Tür schließt, versucht sie, die Verlorenen als Nummer im System zu lassen. Manchmal gelingt es ihr.

Die Chancen stehen fünfzig zu fünfzig, dass Marcel kommt. Das letzte Mal kam er nicht. Heute ist er per Einschreiben für 10 Uhr bestellt. Um halb elf wählt Frau Schneider, die auch seine Arbeitsvermittlerin ist, eine Handynummer. Stimmt die Nummer noch? Ist die Karte wieder gesperrt?

Marcel ist der Einzige, der bei seiner Mutter geblieben ist. Sein Bruder ist abgehauen, seine Schwester ins Rheinland gezogen. Und sein Vater ist seit Langem tot. Alkohol, Drogen. Die Mutter: krank, Agoraphobie – unter Menschen hat sie Angstattacken. Früher arbeitete sie als Kassiererin, aber seit fünf Jahren geht das nicht mehr, vier Finger der rechten Hand sind taub. Ein Arztfehler, sagt Marcel. Für seine Mom, sagt Marcel, würde er jedem die Fresse polieren. Seine Mom habe sich vor seinen Augen schon mal die Arme aufgeschlitzt. »Wenn er auszieht, will sich die Mutter was antun«, sagt der Mann vom Kinderschutzbund. Woher weiß er das? »Von Marcel.«

Arbeitsvermittlerin Schneider und der Kinderschutzbundbetreuer mögen Marcel. Erscheint er regelmäßig, will heißen: ist er zweimal nacheinander physisch zu einem vereinbarten Zeitpunkt anwesend, löst das in Zimmer 1.141 Euphorie aus. Beispiel Landschaftsgärtnerei: Marcel ging hin, die Ausbilder waren von ihm angetan. Dann aber kam er nicht mehr. Warum, weiß nur er. Bisher ging alles schief, was er angefangen hat. Wenn es Marcel irgendwo nicht gefällt, geht er einfach nicht mehr hin. Er entscheidet das unvermittelt. So wie in der Schule. Den Hauptschulabschluss hat er nicht gemacht. Damals hat er sich gesagt: Ich scheiß drauf. Er wollte Freiheit. Er wollte raus. Heute bereut er das. Oder er sagt, er bereue es, weil er glaubt, das sagen zu müssen.

10.27 Uhr, er ist da. Lila Hip-Hop-Schirmmütze, schwarze Jeans, schwarze Gravis-Skaterschuhe, dicke Sony-Kopfhörer um den Hals, Andeutung eines Kinnbarts. Ein hagerer, forschender Mann mit porzellanweißer Haut und reichlich Charme, der als Erstes seine Arbeitsvermittlerin zum Schmun-

zeln bringt, und das schaffen nicht viele.

»Sie sind die Frau«, er lächelt sie an, »zu der ich am liebsten komme!«

»Was möchten Sie machen?«, fragt die Vermittlerin.

Heute ist es: Sanitätsdienst bei der Bundeswehr.

»Aha, wieder was Neues.« Das vorletzte Mal wollte Marcel Landschaftsbau machen, davor beim Nachrichtendienst arbeiten.

»Und das letzte Mal wollten Sie doch Koch lernen.«

»Ja, Koch ist super, ich liebe gutes Essen.«

»Aber Koch ist ein sehr stressiger Job«, sagt die Arbeitsvermittlerin.

»Ich werde erst richtig wach, wenn ich unter Stress stehe!«, sagt Marcel.

Wenn Marcel lacht oder lächelt, presst er seine Lippen zusammen, weil er sich für seine Zähne schämt. Die Zähne. Eine lange Geschichte. Eine Scheißgeschichte. Von einer festen Spange eingefasst, stehen in seinem Zahnfleisch Ruinen und schwarze Stummel, dazwischen Leerstellen. Ohne Zahnschmelz sei zu weich, ein DNA-Defekt in der Familie, sagt Marcel und vermag aus dem Stand genetische Zusammenhänge in detail zu erklären.

Er liest Sachbücher über Gendefekte, Abszesse, was immer gerade mit seinem Leben zu tun hat. Dabei sitzt er gern auf dem Balkon, trinkt ein Glas Whisky, unter ihm im Hof des ockerfarbenen gestrichenen Wohnkomplexes spielen Kinder. Schöne Stimmung, so am Abend auf dem Balkon, findet er.

Marcel, sagt seine Arbeitsvermittlerin Petra Schneider, neige zur Übertreibung. Sie sagt auch, dass Marcells Mutter sich nicht um seine Zähne kümmere, weshalb sie es tue. Ein Zahnarzt zieht ihm zurzeit alle Zähne, jede Woche einen. Bisher seien es 62 Einstiche am Oberkiefer, ständige Abszesse, zwei Antibiotikatabletten pro Tag. »Mit solchen Schmerzen kann doch kein Mensch arbeiten«, sagt Marcel. Wie stark die Schmerzen sind, weiß nur er. Die Arbeitsvermittlerin vertraut ihm. Die Arbeitsunfähigkeitsbescheinigung des Arztes liegt ihr vor. Den Vermittlern sind durchaus Ärzte bekannt, die gerne Arbeitsunfähigkeitsbescheinigungen ausstellen – rückwirkend oder kurz vor anberaumten Terminen. Eine AUB zu schreiben dauert ein paar Sekunden und bringt mindestens 35 Euro »Behandlungspauschale«, bei weiterführender Untersuchung noch mehr. Welche Ärzte das sind, spricht sich rum. Aber von Marcells Arzt hat die Vermittlerin noch nichts Verdächtiges gehört.

Mit neuen Zähnen, schwört Marcel, werde ein komplett neues Selbstbewusstsein wachsen. Danach werde er durchstarten, versprochen. In Marcells Leben gab es schon viele leere Versprechen. Die Arbeitsvermittlerin holt tief Luft.

»Sie haben bei mir Welpenschutz, das wissen Sie«, sagt sie und lehnt sich zurück, »aber ab nächstem Jahr müssen Sie echt richtig mitmachen.« So lange wird sie Marcel im Hartz-IV-Bezug lassen. So lange gilt er als arbeitsunfähig, muss zu keinem der monatlich angesetzten Termine mehr in die Behörde kommen, sein Geld wird nicht gekürzt.

Marcel weiß, dass seine Vermittlerin ihn mag. Seit dem Ende seiner Schulpflicht 2008 hat er sieben Eingliederungsvereinbarungen unterschrieben. Sozialversicherungspflichtig gearbeitet hat er noch nie.

Um 11.43 Uhr erhebt Marcel Meyer seine hageren 1,83 Meter und will gleich einen Stock höher gehen, um seine Leistungssachbearbeiterin auf den neusten Stand seines Lebens zu bringen. Da scheint jetzt Zug drin zu sein, die Arbeitsvermittlerin und der Betreuer des Kinderschutzbundes lächeln. Doch die Kollegin einen Stock höher hat leider keine Zeit mehr. Marcel wird eine neue Vorladung erhalten, zum Ärger seiner Arbeitsvermittlerin Petra Schneider. Wer weiß, sagt sie, ob er das nächste Mal komme. Man müsse auch mal flexibel reagieren. Man müsse die Kunden abholen, wo sie sind, sonst verliere man sie.

Ginge es nach Susan Raecke, einer weiteren Leistungssachbearbeiterin ein Stockwerk tiefer, müsste man Menschen wie Felix Bischoff und Marcel Meyer nirgendwo abholen. Man müsste verlangen, dass sie kommen. Raecke äußert sich nicht über Bischoff oder Meyer persönlich, sagt aber: »Gäbe es nicht so viele Leistungsbezieher, die den Staat ausnutzen, hätten die wirklich Bedürftigen mehr.«

Die sportliche Frau ist Verwaltungsoberinspektorin, gehobener Dienst, 31 Jahre alt. Als Leistungssachbearbeiterin weist sie Hartz IV an – oder nicht. Eins stellt sie gleich klar: »Den meisten Ausländern ist der Hartz-IV-Bezug weitaus unangenehmer als vielen Deutschen, die den Fall ins soziale Netz als ihr gutes Recht ansehen.«

Eine Leistungssachbearbeiterin ist keine Sozialpädagogin. Sie steigt nicht in die Seelentiefen ihrer Kunden hinab und will das auch gar nicht. Susan Raecke versteht sich als Treuhänderin der Beitragszahler und vergibt in dieser Funktion monatlich eine Viertel-

million Euro. Ohne Beamteneid geht das nicht. Der Eid ist auch ein Eid auf das Wohl der Gesellschaft. Leistungssachbearbeiter wie Frau Raecke haben das Recht und die Pflicht, denjenigen zu sanktionieren, der an seiner Vermittlung nicht mitwirkt. Wer sich wann auf welche Weise verweigert, das zu beurteilen liegt im Ermessen des Leistungssachbearbeiters. »Meine Begründungen waren immer sehr lang und detailliert«, sagt Raecke, »bislang hat niemand dagegen Einspruch eingelegt.«

Für einige ihrer Kollegen in den Stockwerken darüber übt Frau Raecke ihr Recht viel zu rigoros aus. Die Kunden, sagen die Vermittlerinnen, darunter auch die, die Bischoff und Meyer betreut, würden heute wesentlich schneller und härter von den Leistungssachbearbeitern gekürzt, wenn sie nicht sofort jenen geradlinigen Weg gehen, den sie gehen sollen. Darf der Staat keine Geradlinigkeit verlangen? Bei fast allen Kunden U25, sagen die Vermittler, funktioniere dieser Weg nicht mehr, weil sie unberechenbar seien, das Vermittlungssystem aber Berechenbarkeit voraussetzt.

Es geht um mehr als nur um Geld: Welchen Typus Bürger will, braucht und fordert der Staat? Wo endet Pech und beginnt persönliche Schuld? Setzt Schuld Verantwortung voraus?



Die Hauptschule brach Marcel ab. Er spielt oft mit seinem Hund

nicht will, denkt sie oft an ihren eigenen Sohn. Das Gefühl, dass Bischoff es schaffen könnte, lässt sie sich nicht nehmen. Der Staat gibt Felix Bischoff nicht auf.

Will er vielleicht gar nicht arbeiten? Kann sein. Kann aber auch eine Unterstellung sein. Vielleicht will er arbeiten und kann nicht. Wie aber ist es möglich, dass jemand, der will, nicht kann? Nichtwollen und Nichtkönnen ist oft kaum voneinander zu unterscheiden. Es gibt Jugendliche, die traumatisiert sind, ohne es zu wissen. Es gibt Jugendliche, die sich ihrer Traumatisierung bewusst sind und sie geschickt einsetzen. Und es gibt Jugendliche, die seit ihrer Geburt in einen verhängnisvollen Zusammenhang aus Zurückweisung und Verwahrlosung hineinwachsen, den sie fortan als so normal empfinden wie andere Geborgenheit. Sie wissen nicht, was Verantwortung bedeutet, weil sie nie gelernt haben, wie sich Verantwortung anfühlt. Wer hat Schuld, wenn ein junger Staatsbürger wie Felix Bischoff seit Jahren für den Arbeitsmarkt nicht infrage kommt und Transferleistungen bezieht? Er selbst? Die Schule? Die Familie? Der Kapitalismus? Der Staat? Alle ein bisschen?

Seine Arbeitsvermittlerin Petra Schneider ist neun Jahre älter als Bischoff, eine groß gewachsene Frau, 32 Jahre alt, Mutter zweier Kinder. Ihr richtiger Name, sagt sie, tue so wenig zur Sache wie der richtige Name des Herrn Bischoff.

Wie oft sie am Tag angelogen wird, weiß Petra Schneider nicht. Sie musste sich ja einmal ent-

Marcel nimmt ab. Oh, Scheiße, er habe es »verspult«. Er sei gerade im Krankenhaus. Nein, alles gut bei ihm, aber er habe um zwei in der Nacht seine Mutter ins Krankenhaus bringen müssen, Atemnot, Lungenschmerzen, Notarzt, Herzkatheter. »Auf geht's, zack, kommen Sie her, wir können darüber reden«, sagt Frau Schneider. Es wäre gut, bemerkt der anwesende Betreuer des Kinderschutzbundes, wenn Marcel endlich von seiner Mutter loskäme.

Seit einem Jahr arbeitet der Betreuer an Marcells Stabilität und Motivation, »ambulante Erziehungshilfe« heißt das Instrument. Der Betreuer sucht das Gespräch mit der Mutter, vermittelt bei Problemen, begleitet Marcel zu Terminen auf Ämtern. »Das ist halt traurig«, sagt der Betreuer, »aber man kann den Marcel nicht sich selbst überlassen. Er schafft es einfach nicht, etwas längerfristig durchzuhalten.«

Marcel Meyer, 19 Jahre alt, lebt in einer kleinen Wohnung in Milbertshofen gemeinsam mit seiner Mutter. Drei Zimmer, 72 Quadratmeter, zwei Katzen, ein Hund. Die Stadt München zahlt ihnen 571,62 Euro für die »Kosten der Unterkunft«, also Grundmiete, Heiz- und Nebenkosten wie Garage und Müll. Seine Mutter bekommt Rente und Kindergeld plus 31,68 Euro im Monat, damit der Hartz-IV-Regelsatz erreicht wird. Dem Haushalt Meyer werden monatlich 603,30 Euro aus dem Sozialbürgerhaus 4 überwiesen.